

Kinder mit Statushintergrund

Es ist eine hysterische Debatte. Kaum eine Debatte wird privat und öffentlich so emotional und unsachlich geführt wie die Frage der Integration von „Menschen mit Migrationshintergrund“. Und die Halbwahrheiten und Irrtümer, die dabei von allen Seiten aufs Tapet gebracht werden, verfestigen und vertiefen die Probleme weiter: Die Verwechslung von Relativismus mit Toleranz, die Politisierung von Identität und Religionszugehörigkeit, die Kulturalisierung sozioökonomischer Fragen und die Ignoranz gegenüber den (Status-)Kränkungen und Ohnmachtsgefühlen der Bevölkerung.

So werden die wichtigen Fragen, die hinter den Konflikten stecken, verschluckt: Bildung, Gesundheit, Arbeitsmarkt, Wohnen, Menschenrechte, soziale Rangordnungen, sozialer Abstieg, Ohnmacht, Anerkennung. So spricht man über die Anderen immer als Andersartige, macht Zugewanderte fremder, als sie sind, und Hiesige heimischer, als sie es je waren.

Oder lässt sich die Anderen mittels eines romantischen Kulturalismus kulinarisch auf der Zunge zergehen. Alles ist «Kultur». Wir sind kulturversessen und verhältnisvergessen. Wir reden zu viel über «Kultur» und zu wenig über die Verhältnisse: Arbeitsmarkt, Aufstiegschancen, Bildung und Geld. Wir verwandeln Ungleichheit in Differenz und Gesellschaft in «Kultur». Wir reden über «Kultur», um über die Verhältnisse zu schweigen.

Da ist zuerst die soziale Frage. Der soziale Status hat einen großen Anteil an der Erklärung der Unterschiede, manchmal sogar bis zu hundert Prozent. It's the economy stupid!, hätte Bill Clinton gerufen. Nicht der Migrationshintergrund ist prägender Faktor, sondern die sozialen wie ökonomischen Verhältnisse sind der Angelpunkt. Ob working class oder nicht, ob gute berufliche Position oder nicht, ob Arm oder Reich, ob Bildung oder nicht, ob Einfluss oder nicht: Der Statushintergrund macht viel aus. Das zeigt sich beispielsweise bei der Gesundheit. Besonders ausgeprägt sind bei Einkommensschwächeren die Erkrankungen des Bewegungsapparates, des Stoffwechsels und des Herz-Kreislauf-Systemsⁱ. Das sind genau jene Erkrankungen unter denen ältere MigrantInnen am meisten leiden. Der Effekt des Krankwerdens hat hier mit der sozialen Lebenslage zu tun. Das zeigt sich auch in der Schule. Nicht die ethnische Herkunft, sondern der soziale Status erklärt einen großen Teil des Schulerfolgs. SchülerInnen aus Haushalten mit geringer Bildung erhalten bei gleicher Leistung die schlechteren Noten. Bei gleicher Lesekompetenz fassen sie die deutlich schlechteren Noten aus. Und umgekehrt bekommen Schüler aus universitärem Elternhaus bei gleichen Kompetenzen die besseren Beurteilungen. Beim Übertritt von der Volksschule ins Gymnasium spielt sich dasselbe ab. Bei gleicher Lesekompetenz wechseln 67 % der SchülerInnen mit Akademiker-Eltern in die AHS, 40 % mit Matura-Eltern, aber nur 22 % der SchülerInnen aus Haushalten mit Pflichtschulabschlussⁱⁱ. Da eine große Zahl von Kindern mit Migrationshintergrund aus

Elternhäusern kommt, die geringe Bildungsabschlüsse haben, trifft sie das besonders. Hier geht es um Bildungs- und Statushintergrund.

Soziale Distanz

Ablehnung und »Ausländerfeindlichkeit« sind in einem überwiegenden Ausmaß Machtspiele um die Rangordnung in der Gesellschaft. Zum Ausländer wird, wer auf sozialer Distanz gehalten werden soll. Dauerhafte Armut anderer wird im selben Maße wie sozialer Aufstieg von der jeweils bessergestellten Gruppe als Bedrohung interpretiert. Integration ist immer auch eine Frage sozialer Rangordnung. Je weniger sozialer Aufstieg, desto befremdender. Für alle.

Hier ist das Merkmal zur Unterscheidung der Menschen in gute und schlechte: das Geld. Wer es hat, der ist kein Fremder, wem es abgeht, der wird zum Fremden. Wer auf Dauer «unten» bleibt, ist fremder als jemand aus der derselben Herkunftskultur mit gehobenem Lebensstil. So verstärkt sich Be-Fremdung. Wer als «Ausländer» definiert wird, ändert sich ständig. Vor hundert Jahren waren die MigrantInnen aus Tschechien «die Ausländer». Besonders beklagte man sich über ihre mangelnde Anpassung, ihre Rückständigkeit, die «dreckigen» Wohnverhältnisse und ihre Herkunft aus der Landwirtschaft («Bauerntölpel»). Die Deutschnationalen meinten, die »Vertschechung der Stadt käme einem Kulturrückschritt gleich«, und außerdem würde der Fremdenverkehr abgeschwächt, »wenn die Straßen Wiens durch tschechischen Pöbel unsicher gemacht werdenⁱⁱⁱ«.

Wenn Sie in einer Gesellschaft aufwachsen, in der nur wenige Mitglieder einer Minderheit sowie nur wenige Frauen einen gehobenen Beruf ausüben, die Mitglieder dieser Gruppe also mehrheitlich niedrige Tätigkeiten verrichten, werden Sie, einfach weil Sie in dieser Gesellschaft leben, eher bestimmte (negative) Ansichten über die Fähigkeiten von Minderheiten und Frauen entwickeln. Teilnehmer_innen eines Experiments an der Stanford Universität^{iv}, USA, wurden gebeten, die ethnische Herkunft von Gesichtern zu bestimmen, die sie auf Computerbildern zu sehen bekamen. Personen, die Anzug und Krawatte trugen, der Geschäftswelt zuzuordnen waren, wurden eher als «weiß» eingestuft; Gesichter mit Kleidung aus der Welt der Portiere und Hausangestellten als eher «schwarz». Es waren aber dieselben Gesichter. Einzig ihr sozialer Status und ihre berufliche Position ließ die einen «schwärzer» bzw. «weißer» als die anderen erscheinen.

Arena der Anerkennung

Das ist das Grundthema von Ängsten, Ablehnung, Feindlichkeit in den europäischen Wohlfahrtsstaaten: Es geht um die Aufrechterhaltung des sozialen Abstands zu den Dazugekommenen. In schwierigen und weniger schwierigen Zeiten ist das für alle erfahrbar durch die

Sorge um den eigenen sozialen Status. Früher hatten die Eltern zu ihren Kindern gesagt, du sollst es einmal besser haben. Jetzt sagen sie, hoffentlich wirst du es nicht schlechter haben. Robert Castels Analyse zufolge spaltet die zunehmende Prekarisierung die Gesellschaft in verschiedene Zonen mit unterschiedlichen Sicherheitsniveaus auf: eine schwindende „Zone der Integration“, eine wachsende „Zone der Verwundbarkeit“ und eine sich verfestigende „Zone der Entkoppelung“^v. «Wer nimmt mich mit über fünfzig im Gastgewerbe, es wird immer schwieriger.» Ohne Murren alles gemacht zu haben, zählt plötzlich nicht mehr. Die Vereinbarung, dass Fleiß und notwendige Unterordnung bei der Arbeit mit sozialer Sicherheit und Anerkennung belohnt werden, ist aufgekündigt. Ausbildung, Fleiß, Entschlossenheit, Treue – all das schützt nicht vor Abstieg. Das nehmen die Betroffenen als eklatanten Verstoß gegen die Fairness wahr, als eine tiefe Verletzung und Kränkung. All das löst schwere Ohnmachtsgefühle aus. Es geht um relative Verschlechterungen und Gefährdungen. Es gibt eine klare Verbindung zwischen Unsicherheit und Kontrollverlust auf der einen sowie Abwertung- und Ausgrenzungsideologien auf der anderen Seite. Diese Abstiegserfahrungen von hunderten Tausenden von Menschen werden öffentlich nicht wahrgenommen. Ihre Situation wird heruntergespielt, mit leeren Parolen zugedeckt. Die Ignoranz rächt sich spätestens dann, wenn in dieser Arena des Kampfes um Anerkennung, die Demagogen und Hetzer das alleinige große Wort führen.

Kulturalistischer Kurzschluss

In der Debatte wurde in den letzten Jahren aus Ungleichheit Differenz und aus Gesellschaft Kultur gemacht. Alles ist Kultur. Der Schriftsteller Feridoun Zaimoglu bemerkt: „Dass man über die Ethnie und über den Glauben der Menschen spricht, hat ja nichts mit mir zu tun, sondern mit dem fremden Blick auf mich. Seltsam schon, dass ich mir manchmal wie ein Ethnologe vorkomme. Ich beschreibe ja die meiste Zeit nicht mich, sondern Figuren aus dem Gruselkabinett, aus dem Völkerkundemuseum, in das dann Eingeborene oder die Einheimischen hineingehen.“

„Ich bin nicht hauptberuflich Migrantin“, ergänzt die Journalistin Münire Inam. Da hat sich eine Art Ausländerfetischismus entwickelt, ein Verständnis von Integration als ewiger Migrantismus.

Menschen ohne Bekenntnis haben höhere Bildungsabschlüsse als Katholiken in Österreich.

Kulturalistischer Kurzschluss: Um ökonomisch fit für die Zukunft zu sein, müssten wir die Katholiken zurückdrängen, um die Bildungsquote zu erhöhen.

Die letzten Terroranschläge in Österreich wurden von einem Katholiken aus der Südsteiermark, Herrn Franz Fuchs, verübt und mit der Verteidigung des christlichen Abendlandes in den Bekennerbriefen begründet. Kulturalistischer Kurzschluss: Achtung vor der Gefahr christlichen Terrors in Österreich.

Patriarch ermordet Frau. Der Macho hat einen türkischen Namen. Kulturalistischer Kurzschluss: Das ist kein Mord, sondern ein Kulturdelikt. Macho hält Frau im Keller gefangen. Sein Name ist Fritzl oder Prikopil. Kulturalistischer Kurzschluss bleibt aus: ein verrückter Einzeltäter.

Wir nehmen uns die Kultur wie wir sie brauchen.

Der Nobelpreisträger und Wirtschaftswissenschaftler Amartya Sen hat diesen Zwang zur Eintopf-Identität als „pluralen Monokulturalismus“^{vi} bezeichnet. Das meint, dass ganze Bevölkerungsgruppen von einer einzigen Kultur und einer einzigen Identität ausgehen, derer sich alle einzufügen haben. Sie kann durch Blut, Herkunft oder Religion bestimmt sein. Oft ist die Verteidigung des Multikulturalismus nichts anderes als ein Plädoyer für den pluralen Monokulturalismus, da muss man genau hinhören und genau hinschauen.

Menschen erwerben Rechte aber durch ihr Menschsein, nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Religion, Kultur oder Herkunft. Wird das umgedreht, schnappt die Kulturalismus-Falle zu. Als was du geboren wurdest, das bist du. Einmal Ausländer immer Ausländer. Sie fasst deshalb auch den Integrationsbegriff kulturalistisch. Der Zugang zu Wohnungen, die nicht feuchten Substandard darstellen, wird so als kulturelles Recht definiert - und nicht als soziales Grundrecht. Dasselbe bei Familienzusammenführung, Sozialhilfe, sozialen Aufstiegschancen, Mitbestimmung. So werden „Armländer“ immer zu „Rausländern“.

Der religiöse Kulturalismus funktioniert so wie der völkische: Als was du geboren wurdest, das glaubst du. Menschen müssen aber die Freiheit haben, sich gegen (religiöse) Herkunft oder traditionsbedingte Vorgabe entscheiden zu können. Das ist Grundlage für die demokratische Verfasstheit einer Gesellschaft.

Glaubende, ob sie zu Gott, Jahwe oder Allah beten, sind immer auch Frauen und Männer, Arme und Reiche, Privilegierte und Benachteiligte, Mächtige und Ohnmächtige. Das ist wichtig, weil es zeigt, dass wir als Menschen mehrere Identitäten mit unserer je eigenen Geschichte, unseres Geschlechts, unserer Schichtzugehörigkeit, unseres Berufes aufweisen. Und Menschen entscheiden können, dass ihre ethnische oder kulturelle Zugehörigkeit weniger wichtig ist als ihre politische Überzeugung, oder ihre beruflichen Zusammenhänge, oder ihre Rolle als Frau, oder ihre gewählten Freundschaften. Die Kulturalisierung des Integrationsbegriffs dient dazu, nicht über Menschen- und Bürgerrechte reden zu müssen. Es drängt sich der Verdacht auf, dass über Kulturen gesprochen wird, weil nicht über Menschenrechte gesprochen werden soll. Zwangsverheiratung sollte genauso diskutiert werden wie die Menschenrechtssituation in der Schubhaft, sogenannte Ehrenmorde genauso wie

Männergewalt in der Familie, mangelnde Bildungschancen genauso wie die fremdenpolizeiliche Trennung von binationalen Ehepaaren.

Der „plurale Monokulturalismus“ unterscheidet sich nicht grundlegend vom Kampfprogramm religiöser Fundamentalisten. Denn beide sind miteinander verfreundete Feinde.

„Kultur“ kann aber auch dazu dienen, politische Versäumnisse oder systemische Defizite wegzuerklären. Eine Mitarbeiterin des Gesundheitsamts erzählt von vielen kranken Familien, die zu ihr kommen, fast ausschließlich aus der Türkei. Die Pädagogin Annita Kalpaka^{vii} fragt sie nach den Hintergründen. Schlechte Wohnungen, feuchte Wände, krankmachende Arbeit zählt die Frau vom Gesundheitsamt auf. Als Unterstützung wünscht sie sich mehr über Religion und Kultur zu erfahren, um besser mit ihren KlientInnen umgehen zu können. Ihr Rückgriff auf Kultur löst aber nicht das Problem der Familien, scheint aber machbarer, nahe liegender zu sein statt das ferne „Politische“, Strukturelle anzugehen; nämlich die schlechten Wohnverhältnisse zu verändern. Auf der Strecke bleiben die Lebensbedingungen, die Verhältnisse, die konkreten systemischen Zusammenhänge. Wir reden über Kultur, um über die Verhältnisse zu schweigen. Das haben wir auch im Gesundheitsbereich gefunden. Was als Kulturargument daher kommt, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als Frage der Berufshierarchie im Spital und der Organisationsabläufe im Krankenhaus. Es ist ehrlicher und auch hilfreicher nicht von nebulösen Kulturen, sondern vom Tun der Menschen unter bestimmten Lebensbedingungen auszugehen. So werden Menschen lebendig, als Handelnde, als Subjekte und nicht als permanentes Opfer, oder als Kulturmarionette, oder als Objekt der Fürsorge – und lebendig werden gleichzeitig die sozialen und strukturellen Lebensbedingungen.

Teufelskreise

Die Staaten in Europa haben unterschiedliche wohlfahrtsstaatliche Regelungen, die sich zu Typen zusammenfassen lassen. Österreich und Deutschland gehören dem «kontinentalen» Sozialstaatsmodell an mit der Betonung von Sozial- und Statusversicherung. Das «universelle» Modell baut stärker auf soziale Bürgerrechte, die für alle und individuell gelten. Diesem werden die skandinavischen Länder zugerechnet. Der Sozialstaat «liberalen» Typus wie Großbritannien wiederum fokussiert auf bedarfsgeprüfte Sozialfürsorge auf einem niedrigen Niveau. Weiters wird noch das südeuropäische Modell mit Portugal, Griechenland oder Spanien unterschieden und das postkommunistische, das Reformstaaten wie Bulgarien oder Polen umfasst. Da findet sich ein Mix aus liberalen, kontinentalen und universellen Elementen, die mehr oder weniger rechtlich verankert und entwickelt sind. Insgesamt erzielen bei Fragen des sozialen Ausgleichs, bei Armutsvermeidung und geringer Arbeitslosigkeit die universellen und kontinentalen Sozialstaaten die besten Ergebnisse.

Die liberalen Modelle sind gut bei wenig Arbeitslosen, aber schlecht bei Armutsvermeidung und sozialem Ausgleich.

Wie schneiden nun aber SchülerInnen mit Migrationshintergrund in den verschiedenen Sozialstaaten ab? Betrachten wir den Erwerb von Wissen und Fähigkeiten, also wie die Leistungen der SchülerInnen aussehen, dann schneiden Lettland, Irland, Großbritannien, Schweden und Dänemark gut ab. Schlechte Werte erzielen Belgien, Deutschland, die Niederlande und Österreich. Ähnlich sind die Ergebnisse, wenn wir untersuchen, in wie hohe Klassenstufen es Migrantenkids schaffen. Das kontinentale Modell erzielt auch hier die schlechtesten Ergebnisse. Die Analyse zeigt, dass das kontinentaleuropäische Wohlfahrtsmodell in den Schulleistungen und beim Aufstieg in höhere Klassenstufen mit einem Gesamtwert von 42,5 bzw. 30,9 deutlich schlechter abschneidet als die liberalen wie universellen Länder mit 76,2 bzw. 98,2 Punkten^{viii}

Wie stark die sozialpolitischen Rahmenbedingungen und die spezifische Ausgestaltung des Arbeitsmarkts wirken, wurde bisher in der Debatte vernachlässigt. Das schlechte Abschneiden des kontinentalen Wohlfahrtsmodells hat mit der niedrigen beruflichen Position von MigrantInnen in diesen Ländern zu tun. Auch mit häufiger geringer Bildung. In Österreich zeigt sich die Besonderheit, dass sogar bei hoher Bildung der Eltern keine gute berufliche Positionierung von jugendlichen MigrantInnen gelingt. Außerdem hinderlich ist ein selektives Schulsystem, das aussondert. Hier entsteht ein Teufelskreis. Die Schulleistungen der Kinder hängen stärker vom Beruf der Eltern ab. Gleichzeitig befinden sich im kontinentalen Modell die Eltern in geringeren beruflichen Positionen, und diese haben wiederum in aussondernden Schulsystemen einen stärkeren Effekt auf die Schulleistung.

Von Schlüsseln und Schlössern

Was klar wird: Entscheidend ist ein multidimensionaler Ansatz, wichtig ist die Fähigkeit in Zusammenhängen zu denken. Deutschlernen sei der Schlüssel zur Integration, heißt es. Die Sache ist aber komplizierter, sonst müssten die Jugendlichen in den Pariser Vorstädten bestens integriert sein, sprechen sie doch tadellos französisch, es fehlt aber an Jobs, Aufstiegsmöglichkeiten, Wohnraum, guten Schulen. Ein Schlüssel braucht immer auch ein Schloss. Die einen investieren nur in Schlüssel, die anderen nur in Schlösser, und dann wundern sich alle, dass die Türen nicht aufgehen. So zeigen alle Untersuchungen: Die Verwertung der Bildung ist meist das größere Problem als es die Erlangung der Bildung selbst schon war.

Wenn man nachrechnet, dann sieht man, dass vom gesamten sozialen Unterschied zwischen der Bevölkerung mit in Drittstaaten absolvierter Bildung und der Bevölkerung mit im Inland geborenen Eltern nur ungefähr ein Drittel auf den Bildungsunterschied entfällt, rund zwei Drittel aber auf ungleiche Chancen am Arbeitsmarkt bei gleicher Bildung.

Was Integration heißt, ist ein Machtspiel, ein Positionsspiel. Ein guter Indikator dafür, auf welcher Position in der Gesellschaft ich mich befinde, ist die Arbeitssuche. Welcher Personengruppe wird bei Bewerbungsschreiben bzw. -gesprächen der Vorrang vor einer anderen gegeben: Geschlecht, bestimmtes Alter, Aussehen, Auftreten, Akzent. Das entscheidet. Wir sind es gewohnt, andere sozial einzuschätzen: Wie reden sie, wie sind sie angezogen, was lesen sie, welche Fernsehsendungen sehen sie, was essen sie, welche Musik hören sie, welches Auto fahren sie? «Bildung hört man mehr, als man sie sieht. Den materiellen Besitzstand sieht man dagegen eher, als dass man ihn hört^{ix}», bringt es der Sozialwissenschaftler August Gächter auf den Punkt. Bei Bewerbungsgesprächen regiert die «gehörte Bildung» mit Namen und Akzent, dann erst die wirkliche Qualifikation. Versuche mit unterschiedlichen Absendernamen bei Bewerbungsbriefen haben die Kriterien für Einladung oder Desinteresse gezeigt: Michael ja, Mustafa nein.

In den letzten Jahren verzeichnete Österreich eine höher qualifizierte Zuwanderung, die kaum wahrgenommen wird. Drittstaatenangehörige müssten ihrer Ausbildung entsprechend eigentlich um dreißig, Eingebürgerte um zwanzig Prozent mehr verdienen. Sie werden weit unter ihrer Qualifikation beschäftigt. Wenn also die wichtige Funktion der Bildung betont wird, dann muss auch ihre reale Verwertung auf dem Arbeitsmarkt Thema sein. Wenn mehr qualifizierte Zuwanderung gefordert wird, dann muss man zumindest darauf hinweisen, dass es diese seit zwanzig Jahren gibt, sie aber nicht zur Kenntnis genommen wird. Wenn davon gesprochen wird, dass wir ab jetzt nur mehr Hochqualifizierte als ZuwanderInnen brauchen, dann muss auf den Widerspruch der großen Nachfrage im Niedriglohnsektor verwiesen werden. Und der Druck zur Sprache kommen, der mittlerweile Bessergebildete dazu zwingt, im untersten Sektor zu arbeiten.

Martin Schenk ist Sozialexperte der Diakonie und Mitbegründer der Armutskonferenz. Aktuelle Publikation „Die Integrationslüge. Antworten in einer hysterisch geführten Auseinandersetzung“, Deuticke.

Buch „Die Integrationslüge“:

Wir haben uns umgesehen. Wir waren auf der Geburtenstation, bei Abwäschern im Restaurant, in den Schulen und unterwegs mit „harten Jungs“, in der U-Bahn bei Straßenzeitungsverkäufern, auf Spurensuche von Berlin über die Schweiz nach Österreich. Gefunden haben wir Menschen, die sich zumeist weniger mit kulturellen als mit sozialen Problemen konfrontiert sehen. Thematisch haben wir uns bewusst der bisher wenig diskutierten Aspekte angenommen: Altern in der Migration, Gesundheit, Geburt, Pflege, Bildungsverwertung, die konkrete Arbeitswelt mit ihren prekären Jobs.

ⁱ Siehe Nikolaus Dimmel, Karin Heitzmann & Martin Schenk: Handbuch Armut in Österreich, 2009 sowie Michaela Moser & Martin Schenk: Es reicht! Für alle! Wege aus der Armut, 2010.

ⁱⁱ Günther Haider: Schule und Chancengerechtigkeit, 2010.

ⁱⁱⁱ Zitiert nach Brigitte Hamann: Hitlers Wien, 1998, 445.

^{iv} Jonathan B. Freeman et al.: Looking the Part: Social Status Cues Shape Race Perception , 2011.

^v Robert Castel: Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, 2000

^{vi} Amartya Sen: Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt, 2007, 127.

^{vii} Annita Kalpaka: Pädagogische Professionalität in der Kulturalisierungsfalle,

in: Rudolf Leiprecht und Anne Kerber (Hrsg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft, 2009, 388.

^{viii} Johann Bacher und Christine Stelzer-Orthofer: Schulsysteme, Wohlfahrtswelten und schulische Integration von Kindern mit Migrationshintergrund, in: Bettina Leibetseder und Josef Weidenholzer (Hrsg.): Integration ist gestaltbar, 2008, 65–89.

^{ix} August Gächter: Richtig über soziale Mobilität reden. Arbeitspapiere Migration und soziale Mobilität, Nr. 4, 2007.